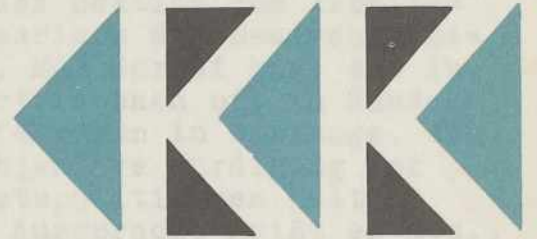


KORRESPONDENZ

79

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



15. Februar 1971

I N H A L T =====

KK-NOTIZBUCH

S. 2

Christian Unger:

Friedensdienst setzt Vertrauensbasis voraus
- Zur Diskussion rund um den deutsch-polnischen
Kultur- und Jugendaustausch

4

Heinrich Kuhn:

Gegen die "anonymen Helden"
- Empfehlungen und Praktiken der Prager Kulturpolitik

5

Dieter Schlesak:

Die heimliche Vergangenheitsbewältigung
- Rumänische Literatur heute/Zwischen Tabus und Kritik

7

Alex Schmalfuss:

Treffpunkt von Gästen aus 128 Ländern
- Kölns Bedeutung als Stadt der Messen und Musen

10

Heinrich Zillich:

Gedenkblatt für Karl Kurt Klein

11

Adolf Kargel:

25 Jahre "Freie Presse" in Buenos Aires

12

Peter Paul Nahm:

Hans Schütz und sein Werk

13

OHNE KOMMENTAR

"Das böhmische Dorf Wolfsberg im Banat" (aus NEUER WEG-
Bukarest)

14

KULTURPOLITISCHE



Die heimliche Vergangenheitsbewältigung

Rumänische Literatur heute - zwischen Tabus und Kritik

Wann immer man heute im Westen von Rumänien spricht, denkt man an einen Aussenseiter im Ostblock, vor allem an elastische und eigenwillige Aussenpolitik. Man denkt recht wenig daran, dass innenpolitisch - wohl als eine Garantieleistung für die Verbündeten, doch auch um selbst keine zusätzlichen Belastungen einzuhandeln - vergleichsweise ein viel härterer Kurs gesteuert wird. Zurückhaltung ist auch das selbstauferlegte Gebot fast aller Intellektueller. Man überlässt die Reform der stalinistisch belasteten Gesellschaft fast ganz der Initiative "von oben". Beginnend mit dem Stichjahr 1963, dem Jahr verschämter offizieller Vergangenheitsbewältigung, kam es zwar zu Versuchen mit literarischen Mitteln ähnliches zu unternehmen, doch blieben die Autoren anscheinend hinter der Staatsleistung an Selbstkritik erheblich zurück.

Worauf ist das zurückzuführen? Stimmt dieser Eindruck, den man leicht gewinnen kann? Gibt es keinen mehr oder weniger verheimlichten Antistalinismus in rumänischen Büchern, verheimlicht oder weniger bekannt als in anderen sozialistischen Ländern, deren prominenter literarischer Antistalinist Alexander Solschenizyn im vergangenen Herbst den Nobelpreis erhalten hat?

Es gibt ihn auch in Rumänien, nur weniger offen. Die rumänische Literatur bevorzugte und bevorzugt die Tiefenschichten des Mythos; die Gefahrenzonen des Bewusstseins und die politische Grenzgängerei, die unmittelbare Aussage und Verarbeitung historischer Traumata als poetischer Protest, werden nicht nur aus Gründen diplomatischer Zurückhaltung nicht geübt, sondern auch aus Tradition. Eigenarten rumänischer Geschichte und Kultur im Spannungsraum zwischen den Grossmächten, zwischen Orient und Okzident, ständig gefährdet und lange geschichtslos, ergaben eine verspätete Entwicklung, Schwäche demokratischen und rationalistischen Denkens (Aufklärung fand nicht statt!) dazu noch eine starke orthodoxe Tradition, archaische Lebensformen, mythisches Denken und eine feudale Gesellschaft.

Der bedeutende Denker Rumäniens Lucian Blaga spricht von einem "Boykott der Geschichte". Das Erbe der Levante, die Geschichtslosigkeit, wurde erst durch das neue Regime, vor allem seit dem neuen nationalkommunistischen Kurs, konsequent abgebaut und durch einen stolzen Entwurf nationaler Entwicklung und Eigenständigkeit ersetzt.

Die rumänische Kultur war bis in die vierziger Jahre Produkt zweier entgegengesetzter Pole: der uralten Archaik der Dorffolklore und des levantinischen Nihilismus. Aus dieser Tradition sind Namen von Rang hervorgegangen, wie etwa Tristan Tzara, der Begründer des Dadaismus, Eugène Ionesco, der absurde Dramatiker und der pessimistische Essayist E.M. Cioran.

Aus diesem Reservoir der Sinnlosigkeit musste notgedrungen absurde und phantastische Literatur entstehen. Heute, wo mit Schmerz und Angst neue historische Leere - Byzantinismus und Irrationalität einer Diktatur - kaum überwunden worden ist, stehen groteske und phantastische Literaturformen hoch im Kurs.

Balkanisches Lebensgefühl und Balkan-Historie haben in den letzten Jahren vor allem in zwei Büchern von sehr entgegengesetzten Schriftstellertemperaturen ihren Ausdruck gefunden: in A.E. Baconskys Erzählungen "Äquinoktium der Wahnsinnigen" (auch deutsch, Graz 1969) und in Eugen Barbus historischem Roman "Der Prinz". Dieses Opus beschreibt die Türkenzeit, meint aber die Stalinjahre. Baconskys historischer und ethnischer Nihilismus, seine sehr virtuose Verzweiflung, alexandrinisch in Literatur umgesetzt, reicht weiter zurück, reicht bis ins Nichts.

Aus ähnlichen rumänischen Traditionen der bitteren und verspielten Phantastik kommt die beachtenswerte Autorengruppe der "Oniriker", jüngere und junge Autoren wie Leonid Dimov, D. Tepeneag und Vintila Ivanceanu. Sie lassen die Vergangenheitsbewältigung noch weniger mittelbar in ihre Texte eingehen, sondern produzieren traumhafte Texte als zweite Wirklichkeit, Segenwirklichkeit. Die Weigerung, sich auf realer Ebene zu bewegen, realistisch zu schreiben, wird nun auf eine besondere sehr literarische Weise zum Politikum.

Die "Oniriker" wurden von der konservativen Kritik angegriffen. Überhaupt spielt die rumänische Kritik eine merkwürdige Rolle: Zur Direktaussage verpflichtet, kann sie nicht enthüllen, was Literatur verhüllt, muss meist an der Substanz vorbeireden und sorgfältig verhindern, dass eine wirklich reale Öffentlichkeitsbildung zustande kommt. Dabei fehlt es durchaus nicht an scharfsinnigen und talentierten Analysen.

Dafür existiert ein ideales, engagiertes Verhältnis zwischen dem Autor und seinem Publikum, das es im Westen nicht mehr gibt: jede Andeutung, jedes Apropos zur spontanen Öffentlichkeit, zum kollektiven Selbstverständnis, zur inneren Information, zur Vergangenheitsbewältigung und Kritik, das die Zensur überlistet oder durchbrochen hat, wird dankbar und interessiert aufgenommen. Bücher werden sofort gekauft, Stücke vor offenem Vorhang mit Applaus belohnt.

Am wenigsten gefährlich für eine hermitisch abgeschlossene Gesellschaft ist die Lyrik, da sie keinen Masseneinfluss ausüben kann, metaphorisch-realtätsentzogen weniger objektiven Inhalt bietet. In fast allen osteuropäischen Ländern hat Lyrik am Anfang des "Tauwetters" eine besondere Rolle gespielt. Sie konnte Dinge aussagen, die auf dem Theater oder gar in Filmen unmöglich in Szene zu setzen wären. Auch in Rumänien hat die literarische Opposition in der Lyrik angefangen. Surrealistische und (weniger) expressionistische Formen, die Auffächerung der bisher gefangengehaltenen Phantasie und Sensibilität, galten schon als Akt der Freiheit, als Befreiung des Individuums. Doch verquickt damit setzte auch die kritische Retrospektive ein, vor allem bei Dumitrescu, Paraschivescu, Lyrikern der mittleren Generation, besonders aber bei den jungen Poeten, die über die bisherige ideologische Infektion nachdachten, vieles in sich selbst fanden und ihre konkrete Situation lyrisch sublimierten: die Attacke auf die totalitäre Ursache ihrer Verspätung, die Abwesenheit der Eltern, die bisherige Bevormundung durch "zeitweilige Ratgeber". Zu registrieren sind viel verinnerlichte Poesie, Esoterik, Traum- und Sprachspiele, doch auch metaphysische Scherze à la Prévert als Widerspruch und bei manchem als Programm gegen den didaktischen Zwang der fünfziger Jahre.

Heute blüht nun die Prosa auf und bietet die grössten Überraschungen. Neben Baconsky, Barbu und den Onirikern, vor allem aber dem vielleicht talentiertesten Prosaautor Rumäniens, Marin Preda, der schon 1963 mit dem Roman "Die Verschwender" leise Kritik geübt hatte, sind die beiden ehemaligen Zuchthäusler Alexandru Ivasiuc und Paul Goma besonders hervorzuheben. Beide haben zwei Jahre Gefängnis und vier Jahre Zwangsaufenthalt hinter sich und kennen die Psychologie der Angst unmittelbar in den härtesten Formen. Ivasiucs "Intervall" ist im Stil des Nouveau roman geschrieben, mit viel innerem Monolog, die Analyse eines stalinistisch infizierten Bewusstseins, einer totalitären Seele. Goma, ein rumänischer Solschenizyn, hat mehrere unveröffentlichte Romane in der Schublade. Sein Tauziehen mit der Literaturbürokratie dauert nun schon drei Jahre. Vielleicht wird sein Buch "Ostinato", ein Gefängnisroman mit subtilem Sprachbewusstsein, die erste unverhüllte Analyse der Polizeimethoden jener Jahre, bald in Bukarest erscheinen. (Suhrkamp bereitet eine deutsche Ausgabe vor.)

Die späteste Entwicklung zeigen Theater und Film. Sie werden am strengsten kontrolliert, weil sie am massenwirksamsten sind. Für die Bühne wird hauptsächlich in parabolisch-grotesker Form geschrieben, besonders von jüngeren Autoren. Man erreicht auf diese Weise eine listige Doppelbödigkeit, andererseits kommt diese Form dem zu bearbeitenden absurden Lebensstoff am nächsten: Ionescos Problematik wird hier unter anderem Vorzeichen aktuell. Der Ausdruck verhinderter Kommunikation bekommt ganz neue, fast tödliche Valenzen, denn nicht der kleinbürgerliche Leerlauf zwingt den Theaterbesuchern Sprachautomatismus und linguistische Idiotie auf, sondern die Sprachzensur und die Losungsmache der Propagandamaschinerie, in Gang gehalten durch eine Art innere Institution des Misstrauens. Zu den besten Autoren gehören Marin Sorescu, Ion Baesu und Theodor Măzilu.

Die Vielfalt der Stile und Tendenzen ist unübersehbar, und so fällt die Kontrolle von oben immer schwerer. Mit der schön geordneten "sozialistischen" Formel, die Kunstgedanken und Aussagen in Reih und Glied stellt, ist es - sehr zum Kummer der Funktionäre - vorbei. Kritik und Analyse sind an der Tagesordnung - jeder weiss allerdings, wie weit er gehen darf. Ein Rest harter Tabus ist geblieben.

Neu ist jedoch im Westen, dass man nun auch mit rumänischer Literatur rechnen kann. In der Bundesrepublik sind bisher einige Texte und Bücher erschienen, die noch kein Aufsehen erregt haben. Demnächst aber werden Gomas und Ivanceanus Romane sicher nicht ohne Resonanz bleiben. Vieles ist noch auf dem Weg, die Konsequenz der neuen Entwicklung freier rumänischer Literatur wird sich auch in Westeuropa bald zeigen. Der von Bukarests beamteten Literatur-Hütern gewünschte Frieden und die verbreitete Legende, in Rumänien gäbe es keine kritische Vergangenheitsbewältigung, keine antistalinistische Fähigkeit zur Trauer, wird immer mehr angeschlagen. Alte Wunschträume von einer "heilen Welt" im Sozialismus werden langsam aber sicher zerstört. Gern würden die Dogmatiker die Entwicklung aufhalten oder wenigstens verschleiern.

Es wird weiter wichtig sein, Öffentlichkeit dorthin zu bringen, wo sie berechnend verhindert wird. In den meisten Ländern des Ostens ist die Wirkung nicht ausgeblieben, hat sich das literarische Selbstverständnis positiv verändert. Rumänien, so scheint es, wird die Überraschung der nächsten Jahre werden.

Dieter Schlesak (KK)

■ Forum

Vom Terror der Provinz

Zur Situation der rumäniendeutschen Literatur heute Von Dieter Schlesak

Ausländische Journalisten haben den Ausdruck „fünfte deutsche Literatur“ für das traditionsreiche rumänische Schrifttum geprägt, das von Siebenbürgern, Bukowinern und Banater Deutschen (heute in Rumänien eine Bevölkerungsgrenze von etwa 380 000 Menschen) hervorgebracht wurde. Eine zum Großteil heimatorientierte Literatur mit konservativen Stiltendenzen, die die Moderne ablehnte und „gesund“ blieb.

Schwerwiegende Brüche und Krisen der Epoche wurden in dieser Insellage von Fremdsituation nicht etwa wie im Prag Kafkas ausgelotet, sondern mit Deutsch-tumsvorstellungen, Heimatliteratur oder im besten Fall mit vermeintlich intakten humanistischen Werten verdeckt; die unheilvolle Entwicklung deutschen Geistes, hatte vor allem in Siebenbürgen provinzielle Ableger gefunden. So kam es, daß diese Literatur, die sonst kaum ins Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit gedrungen war, teilweise als militantes Auslands-schrifttum im Dritten Reich beste Verwendung fand. Einige Autoren immigrierten nach Deutschland und halfen jene Lücken füllen, die die deutsche antifaschistische und demokratische Exilliteratur hinterlassen hatte.

Feinde ringsum

Der einzige Poet dieses südöstlichen Landstriches, der wirklich in Westeuropa bekannt wurde, ist der in Cernowitz/Bukowina geborene jüdische Emigrant Paul Celan, der Heimatlose von Paris, dessen Lebenskonsequenz ein tragisches Ende war. Neben seiner unheiligen Welt ohne Boden und im sprachlichen Dunkel wirken die Siebenbürgischen und Banater Altliteraten wie brave Schollendichter, die einen eingebildeten Boden verteidigen. Aggression gegen jeden, der ihnen diesen Boden entziehen möchte, gehört zum guten Ton dieses Denkens — es hat sich heute in die Bundesrepublik geflüchtet und kultiviert. Kommunisten- und Avantgarde-Furcht wie eh und je. Eine Handvoll Literaten dieses „Widerstandes“ hat sich um ihre Vertriebenenblättchen geschart und versucht, unberührt von bundesdeutscher Öffentlichkeit, in ähnlicher Isolierung in Deutschland von den Deutschen heute, wie einst in Rumänien von den Rumänen, im Vakuum ihre Welt der verlorenen Zeit aufzubauen.

Aus dieser Ecke (in der eigenen Winkelpresse, doch vor kurzem auch als „Leserbrief“ in der FAZ) versuchen Veteranen landsmannschaftlicher Verletzlichkeit un-

Die deutsche Literatur in Rumänien — die fünfte deutschsprachige wird sie genannt — sieht sich in eine Zweifrontenposition gedrängt: zwischen die Kolonisten-Mentalität der Leser und die alten, militanten Stalinisten.

landsmannschaftliches Verhalten neugewanderter junger Autoren aus Rumänien, die Meinungen und Texte in der bundesdeutschen Öffentlichkeit (nicht im Vertriebenen-Dunkel und rechten Zwielt) erscheinen lassen, als Abtrünnige zu diffamieren. Vor allem auch deshalb, weil sie linke Landsleute wittern, die dazu noch avantgardistische Literatur, also eine ganz und gar unsiebenbürgische Schreibgewohnheit, zum persönlichen Stil erkoren haben. Und dies nicht nur in Deutschland, sondern auch in Rumänien, was sie besonders suspekt, schwer einzuordnen und vor allem „infektions“-verdächtig macht.

Auf der Hand liegt jedenfalls, daß sie in einem kleinen deutschen Kulturbetrieb im kommunistischen Osten mitgemacht haben. Wie ist es möglich, daß sie nun hier weitermachen dürfen, einige sogar gleiche Meinungen vertreten können? Die kalten Krieger Transylvaniens verstehen die Welt nicht mehr und werden wild; ihre schlechte Meinung über die Bundesrepublik mit ihren Ostkontakten und ihrer Verständigungsbereitschaft, findet sich bestätigt. Verbissenen marschieren rechtsradikale transylvanische Kämpfer gegen die ehemaligen literarischen „Kollaborateure“ des verhaßten Sozialismus in Rumänien. Außerdem: rote Bundesregierung, rote Landsleute — nirgends mehr ist man sicher; Feinde ringsum!

Unterscheidungen zwischen Marx und Stalin sind ihnen fremd; Möglichkeiten die

Jahre des stalinistischen Terrors von links zu bewältigen, finden sie absurd. Rot bleibt rot. Von linkem Standpunkt über die „Unfähigkeit zu trauern“ und über den vom Dritten Reich verschuldeten historischen (und heilsamen?) Bruch mit der bürgerlichen Gesellschaft im Osten und aus dieser Sicht über das Schicksal der Rumäniendeutschen (die mit Hitler kollaborierten) nachzudenken, finden sie geschmacklos; geschmacklos auch, in harter und bis zur Selbsterstörung gehender kritischer Trauerarbeit mit der unseligen transylvanischen Kolonisten-Vergangenheit der letzten 40 Jahre fertig zu werden, die der Krieg endgültig vergangen machte.

Die vom landsmannschaftlichen Siebenbürgen-Terror dieser Couleure in Durchgangslagern oder einschlägigen Heimat-Publikationen heimgesuchten neuausgedelnten Autoren aus Rumänien (wie Oskar Pastior, Günther Schulz, Ingmar Brantsch, Astrid Connerth, Dieter Schlesak, Cornelius Scherz u. a.) haben sich der Mitarbeit an einer neuen deutschen Literatur in Rumänien schuldig gemacht, die vor allem mit der Tauwetterperiode nach 1964 beginnen konnte (jedoch schon in den fünfziger Jahren, trotz Stalinismus, einige bemerkenswerte literarische Beiträge zur transylvanischen und Banater Vergangenheitsbewältigung aufzuweisen hat.)

Kleinarbeit an der Front

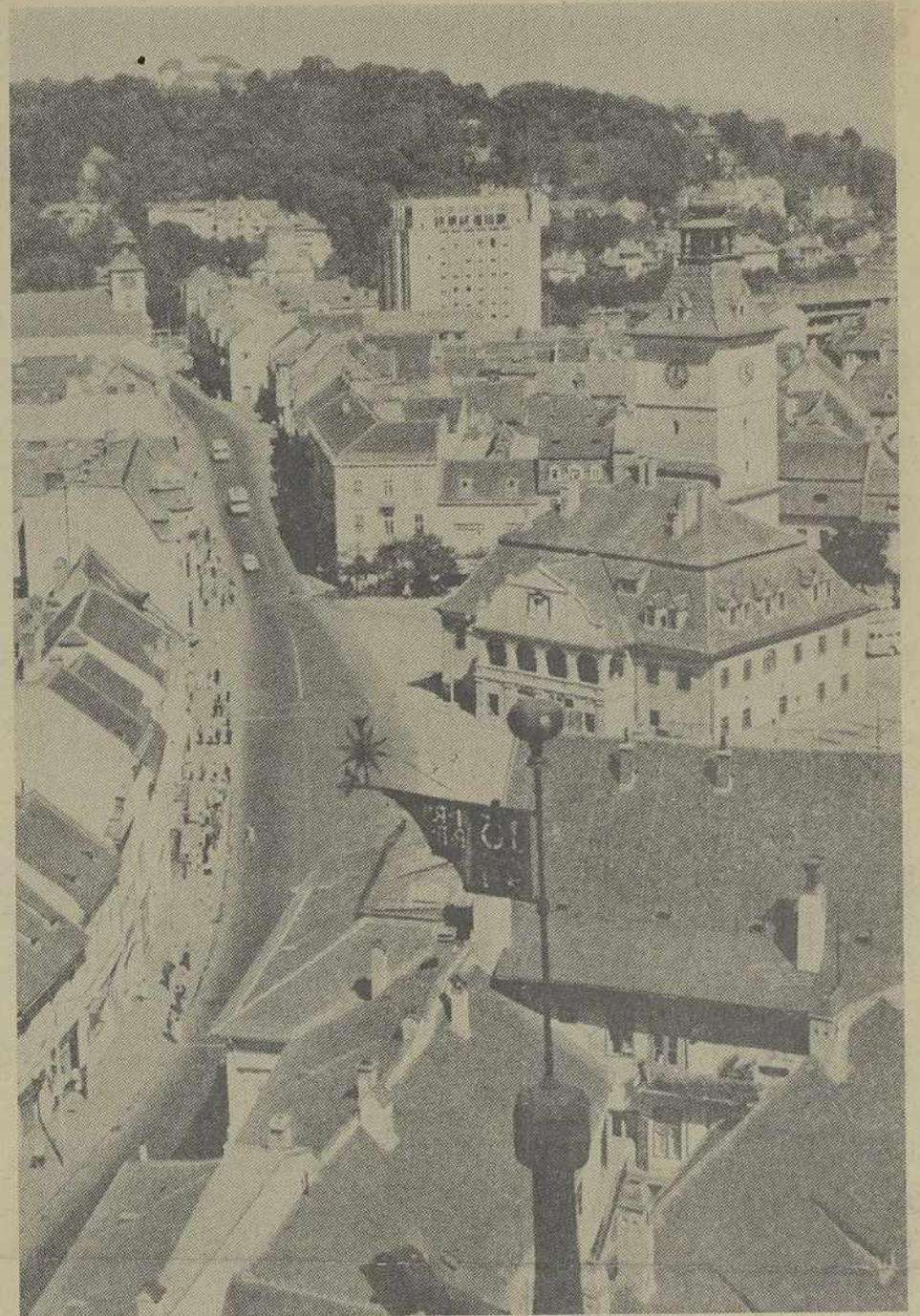
Es gilt nachzuholen, was mehrere Generationen von Heimatkünstlern versäumt hatten. Recht spät wurde man sich der Chancen bewußt, die sich aus der problematischen Lage zwischen einer vom Krieg (mit durch eigenes Verschulden) zerstörten Kolonistenprovinz, orthodoxem rumänischem Geist, rumänischem Sozialismus und dem Weltherrschaftsanspruch des Stalinismus ergaben; man befand sich auf rumänischem Boden mit der Fremdsprache Deutsch als Muttersprache. Ein Konglomerat von Widersprüchen und Paradoxien — wohin gehörte man?

Diese Lage zu sondieren und zu einem kritischen Selbstverständnis zu kommen, gehörte mit zu den Aufgaben, die sich rumäniendeutsche Autoren vor allem nach 1964 stellten. Zwei Isolierungen mußten bewußtgemacht und überwunden werden: einestells die linguistische, die landsmannschaftliche und die bürgerliche (in einem sozialistischen Staat), andererseits die vom Stalinismus diktierte. Man versuchte Anschluß zu finden an die Denk- und Kulturströmungen auch Westeuropas, denn das größte Hindernis auf dem Weg zum vorgenommenen Selbstverständnis waren die Absperrung, die Kommunikations- und Informationsmängel der immer noch wohlbehüteten und zensurierten rumänischen Öffentlichkeit.

Es war nicht nur literarisches Nachholbedürfnis, wenn man Dichter wie Günther Eich, Hans Magnus Enzensberger, Wolf Biermann, Günter Grass, Paul Celan, T. S. Eliot, Dylan Thoms u. a. las, die Schriften der Frankfurter Schule, des Strukturalismus, der Theorie der modernen Lyrik; man suchte Gedankenhilfe und Hilfe zur Interpretation der eigenen Existenz von sehr weit und zugleich aus der unmittelbaren Nachbarschaft. Auch übte man vorsichtig Kritik an der dynamitgeladenen Gesellschaft, an ihren bürokratischen Überforderungen, im guten Glauben an ihre Veränderbarkeit.

Rumäniendeutsche Kritik war bisher vor allem aus einem kleinnationalen Schmollwinkel gekommen, der sich in antikommunistischer innerer Emigration wußte. Wie schädlich und sinnlos solch eine Märtyrerhaltung für die ganze deutsche Bevölkerungsgruppe in den harten Nachkriegsjahren war, braucht nicht erst noch ausgeführt werden.

Für die progressiven Literaten und Journalisten entstand nach 1969 eine paradoxe Zweifrontenstellung, einerseits gegen die isolierende Kolonisten- und Besitzbürgermentalität der Leser, andererseits gegen die stalinistischen Altfunktionäre. Der Versuch, in geduldiger und mühevoller, oft gefährlicher Kleinarbeit den Zeitungs- und Literaturbetrieb der Rumäniendeutschen (Tageszeitungen, Wochenzeitungen, Monatschriften, zwei Verlagssektionen, Rundfunk- und Fernsehbeiträge) in Gang zu halten und möglichst viel Information und gute Literatur unter die Leute zu bringen, vorsichtig aufzulockern, verhärtete Dogmen und Tabus abbauen zu helfen, Texte durch die Zensur und durch die Meinungskontrolle der harten „Klassenkämpfer“ zu bringen etc. etc., diese Arbeit wurde von einer neuen Generation unternommen.



Kronstadt in Siebenbürgen, das kulturelle Zentrum des Burgenlandes. Foto: Steinhoff

Vor allem mit ihrer literarischen und künstlerischen Avantgardehaltung hatten die Jüngeren die an Heimatkunst gewöhnten Leser, alte Literaten und die Hüter eines platten „sozialistischen Realismus“ gegen sich. Funktionäre konnten sich auf ihre „Leser“ berufen. Man fühlte sich allseits durch die ungewohnten Produkte in seinem „Heile Welt“-Denken bedroht.

Proben aus dieser Dichtung sind zum erstenmal in zwei Lyrikanthologien im Westen vorgestellt worden: in Luchterhands „Lose Blatt Lyrik“ 1970 und in „Grenzgänge“, Mittelbayrischer Verlag, Regensburg: Junge rumäniendeutsche Lyrik zum erstenmal außerhalb der Zensur. Ein Querschnitt unlandsmannschaftlicher und in der Metapher verborgener antistalinistischer Poesie.

Die Schatten der Zwerge

Ist es verwunderlich, daß die konservativen Rumäniendeutschen aller Couleurs aggressiv darauf reagiert haben? Man braucht die politischen Richtungen nicht noch extra zu benennen, man kennt sie. Sie haben sich nun in Bukarest, Freiburg und München zum Schlagwort gemeldet und bieten Schulbeispiele dafür, wie austauschbar ihre Klischees sind, vor allem, wenn sie über den gemeinsamen Gegner, die Linke herfallen, und sei es auch nur eine rumäniendeutsche.

Für den literarischen Geheimpolizisten Heinz Stănescu (im sozialistischen Heimatblatt „Neuer Weg“, Bukarest) enthält der Regensburger Sammelband „fortschrittsfeindliche, dem Sozialismus fremde, feindliche Tendenzen; für den rechten Landsmann Andreas Birkner in Freiburg liegen dafür eindeutig Verse vor, wie sie „das Regime heute gesehen haben will“, und der Herausgeber kann nur „Marxist“ sein.

Die stalinistische Landsmannschaft mit Lösungsdeutung und was so noch dazu gehört, ist in Bukarest so gut wie ausgestorben; die Betrachtungen des Heinz Stănescu sind ein Rückfall, Sprachrohr des kleinen Häufleins bedrohter Dogmatiker, die sich zeitweilig in der rumäniendeutschen Literatur härter geben, als es der rumänische Parteikurs eigentlich zuläßt.

Wie aber steht es mit den „echten“ Konservativen von rechts? Sie scheinen unverändert. Der zitierte Angriff des Freiburger Landsmannes ist nachzulesen in einem Vertriebenen-Blatt, das sich „Südöstliche Vierteljahresblätter“ nennt und vom Siebenbürger Heinrich Zillich herausgegeben wird. (Für Zillich-Unerfahrene hier diese „Führer“-Verse von einst: „...schreitet dein Volk der ewigen Säer und Schnitter / kör-

nerumschwirrt und Herren wie einst, / da sie den Zeiten das Maß wie heute bestimmen. / Aber noch niemals ward solches Los / goldner gewährt als jetzt, / Führer der Deutschen, seitdem du sie geadelt.“)

Heute wacht die Zillich-Zeitschrift darüber, daß dieser Geist nicht ganz ausstirbt. In derselben Ausgabe, in der Thomas Thann (alias Andreas Birkner) sein Gift gegen die „Regensburger Hefte“ verspritzt, kann man Verse eines gewissen Hans Bergel nachlesen (Geburtsort: Kronstadt in Transylvanien), die uns ein Bild davon vermitteln, wie man sich in diesen Kreisen immer noch Poesie vorstellt:

„Aus tausend Schächten gehortetes Erz — / zu früh verronnen in unseren Händen. / Nicht eines der alten Worte wehrts, / daß wir im Schatten der Zwerge verenden. / Nein, euer Schwert vermagts nicht mehr, / Wo Glanz und Trauer in Nichts zerstoßen...“ Und die „Gegensrophe“: „Wägst in der Hand / körniges Brot / Acker und Land / im Abendrot.“ Das ist heute als mögliche Fortsetzung des alten Zillich-Gedichtes geblieben — man kann den rechten Poeten-Schmerz gut verstehen! Man versteht aber auch die großen deutschen Verlage, wenn sie sich weigern, Produkte dieser Art zu drucken.

Erfroren im kalten Krieg

Vertriebenen-Aggressivität nun literarisch artikuliert. Die bravste Landsmannschaft des Bundes, die „siebenbürgisch-sächsischen“, hat nun auch heute wenigstens ihre literarischen Csajas aufzuweisen; Gebietsforderungen gibt es ja keine für Transylvanien, so möchte man sich wenigstens geistig kompensierend den Besitz Vergangenheits mit entsprechenden Ressentiments bewahren und — den Antikommunismus. Die Jugend auch dieser Landsmannschaft kommt dabei zu kurz, sie hat einen andern politischen Geschmack, sie ist anders. Für wen werden Blättchen und Zeitschriften mit dieser Ausrichtung noch herausgegeben und vom bundesdeutschen Steuerzahler finanziert?

Denn man kann mit Sicherheit annehmen, daß heute nicht nur im kommunistischen Rumänien, sondern auch in der Bundesrepublik, wohin sich diese Kämpfer mit ihrem Gedankengut geflüchtet haben, und wo sie sich in Sicherheit wähnten, ihre Weltanschauung zum (nicht ungefährlichen) politischen Untergrund gehört. Es hat sich in den letzten zehn Jahren vieles verändert; der Raum für kalte Krieger in Ost und West ist klein geworden. Wer kann es ihnen verdenken, wenn sie sich wehren, da sie ihre Lebensaufgabe schwinden sehen.



Paul Celan, der einzige Dichter dieser Region, der bei uns wirklich bekannt wurde

Briefe an die Redaktion

München-Vertrag

„Null und nichtig — Ostpolitik“ in Nr. 5

Wer heute glaubt, das delicate CSSR-Problem mit der Annullierung des Münchner Abkommens lösen zu können, schafft neue, noch größere Konflikte. Das Sudetenland wurde 1919 unter nacktem Zwang in einen unnatürlichen „Kunststaat“ hineingepreßt. Weil man damals das Selbstbestimmungsrecht ignorierte, haben wir heute dieses Desaster. Wer heute die Aufhebung — von Anfang an null und nichtig — des Münchner Abkommens fordert, muß den Hebel an der Wurzel des Übels — 1919 — ansetzen. Der Vertrag von München kam immerhin noch legal durch die damaligen Schutzmächte England, Frankreich und Italien zustande und wurde ohne Gewalt Hitlers am 21. 9. 38 von der Prager Regierung angenommen, während 1919 das Selbstbestimmungsrecht der zweitstärksten Volksgruppe, der Deutschen, ignoriert und in den Wind geschlagen wurde. Wenn die Abtretung der Gebiete für die Tschechen ein „Trauma“ (laut Höpker) sein soll, dann muß die Vertreibung der Deutschen als eine Apokalypse bezeichnet werden.

Unsere Politstrategen in Bonn haben leider noch nicht erkannt, daß es zwischen Ost und West keine politische Konvergenz geben wird. Eine Annäherung würde das System aushöhlen und in Frage stellen. Die Verträge haben bisher noch kein Jota Ertrag gebracht, und sie werden auch keine Gewinne abwerfen.

Das ganze Dilemma wird immer sichtbarer. Hier steht die ganze Macht des russischen Panlawismus uns gegenüber, mit dem schon Bismarck seine liebe Not hatte. Auch nach einer Liquidation des kommunistischen Systems, die einmal kommen wird, ist der russische Expansionsdrang nach Westen nicht beseitigt.

Adelbert Zumsteg, Schwabmünchen

Ostpolitik

„Illusion der Realitäten“ in Nr. 52

Die Verträge von Moskau und Warschau sind beschämend für alle Deutschen. Es galt zunächst als selbstverständlich, daß im Moskauer Vertrag wenigstens die von den Sowjets immer noch aufrecht erhaltene Interventionsklausel beseitigt würde und daß im Warschauer Vertrag wenigstens die sogenannten humanitären Fragen als Vertragsbestandteil zu friedensstellend gelöst würden. Nicht einmal diese winzigen Forderungen konnte

unsere Delegation durchsetzen. So bleibt uns nichts als die zweifelhafte, noch ausstehende Entspannung mit dem Osten. Hierzu ist festzustellen:

1. Eine nachgiebige, ständig zurückweichende Politik gegenüber einem totalitären Gewaltregime dient nicht dem Frieden und der Entspannung, sie erhöht die Kriegsgefahr. Beweis: Hitler und das Münchner Abkommen.

2. Eine Grenzregelung, die 100prozentig auf Unrecht aufgebaut ist, birgt stets den Keim zu neuen Konflikten in sich. Die Japaner mögen uns Vorbild sein. In ihrer unablässigen, mit großer Leidenschaft vorgetragenen Forderung an die Siegermächte nach Rückgabe der besetzten Gebiete haben sie nimmehr die ersten Erfolge erzielt.

Sollten diese würdelosen Verträge in Kraft treten, wovon uns Gott bewahren möge, dann feiert die sowjetische Diplomatie ihren größten Triumph seit dem Potsdamer Abkommen.

Hans Paprotka, Hardeggen

Ökumene

„Ablasshandel mit der Tugend“ in Nr. 46

Im zweiten Absatz dieses Artikels wurde erwähnt, daß der Ökumenische Rat der Kirchen beschlossen hat, finanzielle Unterstützung an die „Schwarzen Panther“ in den USA zu vergeben. Diese Feststellung entspricht nicht den Tatsachen, da der Ökumenische Rat diese Organisation in keiner Weise unterstützt. Ich möchte Sie höflich ersuchen, diese Fehlmeldung zu korrigieren und Ihre Leser dahingehend zu informieren. Baldwin Sjoltema, Weltkirchenrat, Genf

Christentum

„Friede verändert die Welt“ in Nr. 52

Die Weihnachtsbotschaft heißt nicht „Friede auf Erden“. Solch einen Unsinn hätte Lukas nicht geschrieben. Weil die Welt zu heilender Liebe von sich aus nicht fähig ist, hat Gott seinen Sohn gesandt. Das ist die Weihnachtsbotschaft: Gott ist Mensch geworden! Und dadurch ist die „qualitative Veränderung“ ermöglicht. Nur steht dies Schlagwort beim Autor an falscher Stelle. Richtig müßte es in Verbindung gebracht werden mit der Umkehr des Menschen, zu der Jesus aufgerufen, zum Glück nicht nur aufgerufen hat: Er hat sie auch ermöglicht! Und hier läßt sich die Definition für Christsein finden: Nicht, wer im Bereich der Liebe lebt, ist Christ. Wer Jesus Christus gehört, ist Christ. Und aus dieser umwandelnden Lebensbeziehung kann Liebe wachsen. Und Friede.

Andreas v. Witzendorff, Großburgwedel

Spanien

„Taktik des Caudillo“ in Nr. 4



Patriarch Spaniens, Francisco Franco

Fast scheint es müßig, sämtliche Irrmeinungen, die Sie hier vertreten, richtigzustellen. Denn wenn Sie die Pressemeldungen der letzten Zeit verfolgt haben, dürfte es Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein, daß in einer Reihe von Artikeln, Leserbriefen und Berichten immer wieder darauf hingewiesen wurde, daß das Opus Dei keine wirtschaftlichen oder politischen Ziele hat, sondern einzig übernatürliche, daß seine Mitglieder völlig frei sind in allen weltlichen Belangen, daß sie selbstverständlich handeln müssen, daß das Opus Dei kein Laienorden, sondern eine Vereinigung von katholischen Gläubigen ist, die — normale Menschen wie Sie und ich — ihr Christsein mitten in der Welt verwirklichen wollen.

Haben Sie einmal darüber nachgedacht, was das Opus Dei in den vielen anderen Ländern der Welt, in denen Mitglieder des Opus Dei arbeiten, macht, wenn es, wie Sie es darstellen, Franco-

Unsere Leser werden verstehen, daß wir bei der Fülle der Zuschriften hier nur Auszüge abdrucken können. Jeder Leserbrief wird jedoch von der Redaktion bearbeitet und ausgewertet.

freundliche oder seien es Franco-feindliche oder irgendwelche anderen politischen Ziele verfolgen würde? Sie können doch nicht der Meinung sein, daß ein Nigerianer, ein Australier, ein Südamerikaner oder auch ein Deutscher dann hingehen und sich in dieser Vereinigung Gott ganz hingeben würde! Oder meinen Sie, man müsse eben nur in jedem Land der dortigen politischen Einstellung des Opus Dei auf die Spur kommen?

Horst Hennert, Bonn

Siebenbürgen

„Vom Terror der Provinz“ in Nr. 2

Da Sie den Beitrag von Schlesak unter der Rubrik „Forum“ einreihen, möchte ich annehmen, daß sein Inhalt nicht unbedingt die Meinung der Redaktion darstellt, sondern nur zur Diskussion gestellt wird; zur Diskussion fordert er aber auch heraus...

Daß sich Schlesak und die Gruppe der Fünfundvierziger-Flüchtlinge emotional nicht finden können, versteht sich von selbst. Wer sich so weit arrangiert hat, daß er seine frühere Heimat nur noch mit dem rumänischen Namen nennt, kann nicht nur kein Verständnis haben für den Ausdruck des Schmerzes anderer um das Verlorene, noch darf es ihn überraschen, wenn seine Äußerungen von eben dieser Gruppe abgelehnt werden. Erfüllt eine solche Ablehnung wirklich den Tatbestand provinziellen Terrors oder regt sich im Autor eine Art Ödipuskomplex, denn er hat — wenn auch gezwungenermaßen — seine Herkunft in sich getötet, um die Existenz behalten zu können.

Walter Chladek, Esslingen

Seit langem schon ist es ein seltener Glücksfall, wenn Ihr Feuilleton mit der Gesamtlinie von Christ und Welt einigermaßen harmoniert. Neuerdings sind an die Stelle dieser Glücksfälle aber Unfälle getreten, die zuweilen skandalös sind. Beispiel: Der Artikel eines Herrn Schlesak über die Siebenbürger Sachsen. In diesem Stil wurde einst im „Schwarzen Korps“ denunziert. Warum überlassen Sie das nicht einer Figur wie Schnitzler auf seinem schwarzen Kanal? Zur Kenntnis der Jüngeren: Es gab im Auslands- und Volksdeutschum tatsächlich einmal eine Führerverehrung. Sie war dem normalen Reichsdeutschen schon peinlich geworden, als sie bei vielen Deutschen draußen noch naiv und fast unschuldig war. Sie sahen in Hitler mangels näherer Erfahrung zunächst einfach den Mann, der Deutschland wieder zu Ansehen in der Welt brachte und der deshalb nicht nur von Heinrich Zillich, sondern zum Beispiel auch von Winston Churchill gelobt wurde. Beide machten dann später ihre Erfahrungen mit Hitler, und beide — auch Zillich und seine Landsleute — zogen daraus ihre Konsequenzen. In ihrem fanatisch verschobenen Linksdrahl haben nur Leute wie Schlesak das nicht bemerkt. Warum aber verbreitet auch noch C. u. W. ihre Machwerke? Als ob es hierzulande nicht hundert andere gäbe?

Christian Moser, Bonn

Nachdem ich in den Kölner Bezirk gezogen war, habe ich verschiedene örtliche Zeitungen gehalten. Diese Zeitungen bestellte ich meist wieder ab, da sie nicht in meine politische Richtung paßten. So kam ich dazu, als Zeitung nur noch „Christ und Welt“ zu halten, neben einigen reinen Informationsorganen. „C. u. W.“ entspricht dem, was ich von einem Blatt erwarte, das meine politischen Ansichten zu den Geschehnissen kommentiert. Nun finde ich den Artikel „Vom Terror der Provinz“. Ich darf mir die bescheidene Frage erlauben, was der in Ihrem Blatt zu suchen hat?

Hans von Oettingen, Rodenkirchen

Dieser Aufsatz ist eine Heiterkeitsbombe, er ist einfach fabelhaft, er ist der reine Unsinn, umwerfend gewürzt durch das ewig vorgestrichene neuro-linke Geschwafel von Selbstverständnis, Bewältigung, Interpretation und „die Rechten unter uns“.

Jobst Zillich, München

Schlesaks bei Ihnen veröffentlichtes, dem Slang der politischen Saison geschickt angepaßtes Elaborat bezieht angeblich zur „Situation der rumänischen Literatur heute“ Stellung. De facto geht es Schlesak vor allem um ad personam adressierten Schrebergartenstreit. Entscheidendes wird unterschlagen und durch syntaktische Täuschungsmanöver verstümmelt oder entstellt. Nur ein Beispiel für andere: Vom rumänischen Schriftsteller Hans Bergel werden um des optischen Effektes willen ein paar willkürlich zusammengestoppelte Verszeilen zitiert. Daß keine rumänische Publikation aus jüngster Zeit der Überwindung des kalten Krieges zwischen West und Ost (an der Schlesak doch angeblich so viel liegt) einen besseren Dienst erweist als Bergels 1969 bei Bechtle erschienenen „Rumänien — Porträt einer Nation“, wird dabei verschwiegen, da es Ihrem Autor ja auch hier nicht um Wahrheit, sondern um spektakuläres Gezänk geht.

Dr. Walter Muß, Innsbruck

An was leidet Herr Schlesak nun eigentlich: an Verfolgungs- oder Größenwahn? Bei krankhaften Egozentriern liegt bekanntlich beides nahe beieinander. Zum Egozentriker paßt übrigens auch das Bild vom Banausen. Daß er einer ist, beweist er gleich mehrmals hintereinander. „Heimatliteratur“ stellt für ihn an sich einen Unwert dar (was für Kenntnisse der Weltliteratur besitzt dieser importierte „Schriftsteller“ eigentlich?), avantgardistische Literatur hingegen steht bereits für ein positives Qualitätsurteil. Eine „unheilvolle Welt

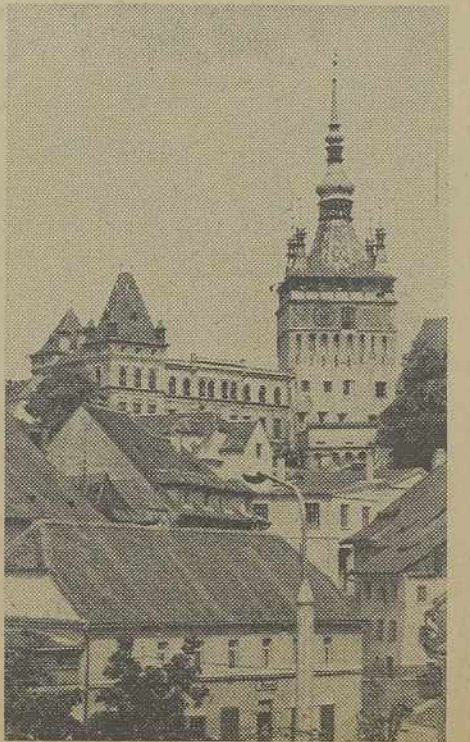
ohne Boden“ ist die „Moderne“, aber diejenigen, die noch Boden unter sich fühlen, bilden sich das nur ein, müssen, wie wäre es auch anders möglich, „Schollendichter“ sein und reagieren — verdammt nochmal! — aggressiv „gegen jeden, der ihnen diesen Boden entziehen möchte“.

Pfarrer Gerd Zikeli, Stallikon, Schweiz

Herr Schlesak mag recht haben mit der Behauptung, daß die rumänische Literatur provinziell geblieben ist — Schriftsteller wie Zillich entsprechen unserem Geschmack auch nicht —, aber der Grund hierfür liegt wohl darin, daß die Siebenbürger jahrhundertlang mit den politischen Problemen des Zusammenlebens mit anderen Völkern, der Toleranz, der Tradition, schließlich des Überlebens beschäftigt waren und die Entwicklung künstlerischer Avantgarden vernachlässigen mußten.

Oberstudienrätin Senta Fernau, Bonn-Lengsdorf

Hätten Sie doch lieber den Banater Schwaben Hans Diplich oder den Siebenbürger Sachsen Heinrich Zillich vor der Veröffentlichung des Schlesakschen Pamphlets zu Rate gezogen, wäre Ihnen



Siebenbürgen: Teilansicht von Schäßburg

diese publizistische Blamage erspart geblieben, weil sowohl der eine wie auch der andere der beiden Genannten mit der Situation der rumänischen Literatur in Vergangenheit und Gegenwart ungleich besser vertraut sein dürfte als der avantgardistisch sich gebärdende Dieter Schlesak, den kaum einer der rund 70 000 seiner ausgesiedelten und in der Bundesrepublik ansässig gewordenen Landsleute kennt.

Pfarrer i. R. Viktor H. Möckesch, Nürnberg

Südafrika

„Serie Südafrika“, in Nr. 1 bis 5

Ich möchte Ihnen meine Anerkennung zu der Artikelserie von Gisela Wirsing über Südafrika aussprechen. Die Objektivität dieser Artikel sticht wohl von der allgemeinen „Südafrika-Hysterie“ gerade in kirchlichen Veröffentlichungen ab. Zu begrüßen wäre, wenn die Artikelserie anschließend als Broschüre veröffentlicht würde.

G. Eberbach, Notzingen

Ed Muskie

„Sieht aus wie Lincoln“, in Nr. 3

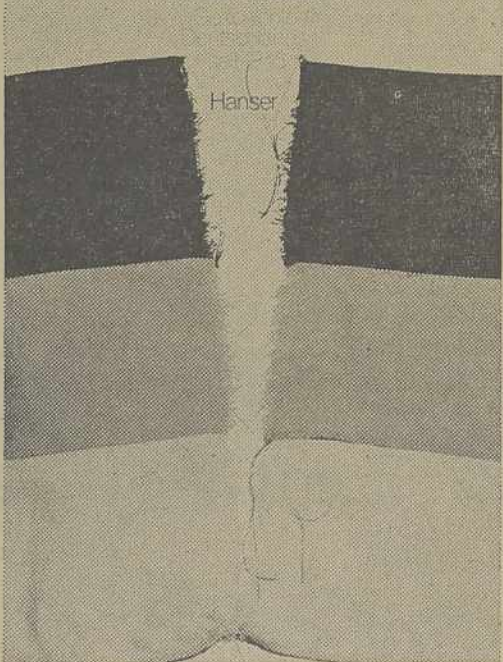
Ihren Artikel über Ed Muskie fand ich hochinteressant. Erlauben Sie dazu einige Bemerkungen. Nach dem Tode zweier Kennedys und der Selbstdisqualifizierung des dritten — vorerst letzten — sind die Demokraten heute durchaus nicht mehr so führerlos wie Sie annehmen. Der Unterschied zwischen den beiden Politikern vor der Fernsehkamera ist offensichtlich. Nixon ist unfähig, frei zu sprechen. Bei seinen TV-Ansprachen liest er jeden Satz vom Manuskript ab. Das gleiche gilt für seine Reden vor dem Kongreß — in Frankreich wäre Nixon nie Abgeordneter geworden —, ja selbst eine Astronautenadresse ist kaum aus dem Stegreif zu machen. Muskie ist sehr eloquent, spricht völlig frei und leidenschaftslos über die verschiedensten Themen, einschließlich seiner Namensänderung, und zeigt sich dabei stets erstaunlich gut informiert. Was Sie als seine Achillesferse bezeichnen, macht ihn heute zum Kandidaten der Wahl. Denn Amerika braucht einen Mann, der die Falken und die Tauben wieder an einen Tisch holt. 1972 wird Vietnam kein Wahlkampfthema mehr sein. Die Innenpolitik wird wesentlich mehr diskutiert werden, das Problem der Umweltverschmutzung wird Thema Nr. 1 sein. 1972 werden mehr junge Amerikaner wählen, denn je zuvor, da dann erstmals 18jährige wahlberechtigt sein werden. So scheint also alles darauf hinzuweisen, daß Muskie der nächste Präsident der USA ist? Nein, so weit würde ich heute noch nicht gehen. Aber seit November 1970 wissen die Demokraten, daß sie nicht mehr führerlos sind. Sie sehen zum ersten Mal, was vor wenigen Monaten unglaublich war, daß Nixon 1972 zu schlagen ist.

Klaus Herrmann, Assistant Professor, Lafayette, Indiana (USA)

Gratis

Für Sie
vom Christ und Welt
Verlag.

Deutschland
Alfred Grosser



Ein souveränes Standardwerk zur Zeitgeschichte.

Alfred Grosser, der bekannte Publizist und Politologe, schildert die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und der DDR seit 1945. Er begnügt sich nicht mit einer chronologischen Darstellung dessen, was war und wie es war. Er analysiert überlegen die historischen Ereignisse in ihrer Wirkung auf Gegenwart und Zukunft.

Ein bedeutendes Sachbuch für alle, die der politischen Realität und ihrer Ursachen nachgehen wollen.

Wie das möglich ist? Ganz einfach: Sie vermitteln uns einen neuen Abonnenten. Ein gutes Gespräch, eine angeregte Diskussion mit Freunden, Verwandten oder Bekannten läßt sich elegant und leicht in diese Wege leiten... Und wir belohnen Ihre kleine Mühe mit einem prachtvollen Buchgeschenk. Einverstanden? Übrigens: Wenn es dieses Buch hier nicht sein soll, dann lassen Sie sich bitte unser aktuelles Buchprämien-Verzeichnis „Herbst 70“ kommen. Siehe Coupon hier unten. Sie können dann unter vielen anderen Neuerscheinungen und Bestsellern auswählen, was Ihr Leserherz begehrt!

Bitte ausfüllen und im offenen Umschlag als „Briefdrucksache“ einsenden an: Christ und Welt Verlag GmbH, 7 Stuttgart 75, Altheimer Straße 26.

Ich habe einen neuen Abonnenten für Sie geworben!

Anschrift des neuen Abonnenten:

Herr/Frau/Fräulein

Leitzahl/Ort

Straße/Nr.

bestellt ab sofort/ab

Christ und Welt/Deutsche Zeitung zum monatlichen Bezugspreis von DM 4,40 (Jahresbezugspreis DM 52,80, Ausland DM 64,80) alles inklusive einschließlich Porto.

Unterschrift

Meine Anschrift:

Herr/Frau/Fräulein

Leitzahl/Ort

Straße/Nr.

Senden Sie mir das Buch

(Titel:)

Senden Sie mir Ihr Prämienverzeichnis

(falls gewünscht, bitte den Kreis durchkreuzen).

■ Länderspiegel

Signal am falschen Wrack

HAMBURG: Das Frachtschiff „Brandenburg“ wurde das Opfer eines Irrtums der britischen Behörden

Morgens um zehn Uhr begann die Verhandlung, drei Stunden später war die Sensation perfekt. Als sich Sachverständiger Kapitän Schröder von der Hamburg-Amerika Linie von seinem Platz erhob, um dem Hamburger Seeamt die Untersuchungsergebnisse am Wrack des Frachtschiffes „Brandenburg“ mitzuteilen, das am Morgen des 12. Januar im Ärmelkanal unweit des englischen Fischer- und Badeorts Folkestone nach einer Kollision gesunken war, erwartete keiner der 200 Zuhörer im holzgetäfelten Sitzungssaal der hanseatischen Handwerkskammer am Holstenwall mehr als eine Bestätigung dessen, was schon längst bekannt war.

Gegen 7.30 Uhr am 12. Januar, überall verbreitete und nie dementierte Nachricht, hatte die „Brandenburg“ das britische Wracksicherungsschiff „Siren“ und damit das gesunkene Achterschiff des tags zuvor explodierten „Texaco Caribbean“ sicher passiert, war etwa drei Minuten später auf das bis dahin noch nicht gefundene Vorderschiff des zerbrochenen Tankers aufgelaufen und innerhalb von vier bis fünf Minuten gesunken. Achtzehn Seeleute und zwei Stewardessen fanden den Tod, elf Besatzungsmitglieder konnten erst zwei Stunden später von englischen Fischern lebend geborgen werden.

Erst während der Verhandlung vor dem Hamburger Seeamt erfährt die Öffentlichkeit, daß alles ganz anders gewesen war an jenem Morgen des 12. Januar 1971. Die „Brandenburg“, daran läßt sich nichts mehr deuten, wurde das Opfer eines Irrtums der britischen Behörden. Das Wracksicherungsschiff „Siren“ hatte nicht das Achterschiff, sondern das Vorderschiff der „Texaco Caribbean“ gesichert. Im guten Glauben und im sicheren Abstand passierte die „Brandenburg“ die von den Engländern gesetzten Warnlampen und streifte anschließend bei herrschendem Niedrigwasser das nicht gekennzeichnete, aufliegende Wrackteil des Tankers. Durch ein achtzehn Meter langes und sechs Meter breites Loch am Bug schossen die Wassermassen in das Innere, noch nicht einmal eine Minute verging, da neigte sich schon stürzend das Vorschiff der „Brandenburg“. Und während die Belastung vom sinkenden Schiff hineintrug in das eiskalte Wasser der See, saß man auf der „Siren“ ahnungslos unter Deck und ließ sich das englische Frühstück schmecken.

„Ein Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände“, sagte Hamburgs Seeamt und konnte mehr wohl auch nicht sagen, denn wie es zu dem Irrtum der britischen Behörden, wie es zur Verwechslung der Wrackteile und damit zu einer falschen Sicherung gekommen ist, darüber wird erst das englische „Trinity House“ nach Abschluß seiner Ermittlungen Auskunft geben.

Rückblick noch einmal auf den Tag der schwersten Schiffsstragödie, die Hamburgs Seeschiffahrt in den letzten Jahren getroffen hat: 12. Januar, morgens 4.00 Uhr: Erster Offizier Peter Trelle mit Kapitänspatent für Große Fahrt übernimmt die Wache auf der Brücke. Kapitän Peter Rahmann hat den Kurs bereits eingezeichnet, verläßt den Brückenraum, legt sich schlafen. Gute Sicht draußen, fünf bis sechs Seemeilen, Himmel leicht bedeckt, süd- bis südöstlicher Wind in Stärken drei bis vier. Am Ruder des Schiffes steht der chilenische Bootsmann Böttcher. Leichte Kursänderung

noch einmal, die „Brandenburg“ befindet sich auf dem Kollisionsschutzweg, läuft mit 14 Knoten flott in Richtung Ärmelkanal. 7.15 Uhr: An Backbordseite taucht als sogenannter Querläufer ein britisches Fischereifahrzeug auf, an Steuerbord entdeckt der Erste Offizier Trelle eine grüne leuchtende Säule. Er läßt sich das Nachtglas herüberreichen, blickt hindurch, sieht, daß es sich bei der gesichteten Leuchtsäule um drei übereinandergesetzte Lampen handelt. Die Radarpeilung macht ein Schiff aus.

Für den Offizier gibt es keinen Zweifel, daß es sich um eine Wracksicherung handelt, die er an Steuerbordseite passieren muß. Der Abstand wird errechnet. Kein Anlaß zur Kursänderung, kein Anlaß, die

Trelle versucht es am Funkgerät, aber es gibt kein „Mayday“ mehr, der Strom ist weg. Er läuft zum Typhon. Ein langer Ton noch, mehr nicht. Ruf des Kapitäns: „Verliert nicht den Mut, verliert um Gottes willen nicht den Mut.“ Dann legt sich die „Brandenburg“ zur Seite, die Decksladung stürzt, der hohe Mast bricht wie ein gefällter Baum.

Sie schwimmen im Wasser, wie viele, niemand weiß es mehr. Irgendwo treibt eine Kiste mit Schwimmwesten, sie ist Rettung für mindestens vier Seeleute. „Bleibt zusammen“, schreit der Erste Offizier über das Wasser, „es kann höchstens 20 Minuten dauern, dann holen sie uns hier raus.“ Eine Stunde später treibt, in seiner Schwimmweste hängend, der tote Zimmermann der „Brandenburg“ an ihm vorüber. Noch einmal 60 Minuten dann, da taucht das erste britische Fischerboot auf. Mit fünf Grad wird die Wassertemperatur an diesem Morgen gemessen.

Die Seeamtsverhandlung fünf Wochen später ist nüchterne Rekonstruktion. Unvermeidlich, daß darüber gesprochen wird, wie vermieden hätte werden können, was geschah. Seit drei Jahren zum Beispiel gibt es im Ärmelkanal eine Einbahnweg-Fahrordnung. Das bedeutet: Schiffe, die in Süd-Nord-Richtung fahren, sollen die französische Küstenseite benutzen, Schiffe in Nord-Süd-Richtung die englische Küste. Vorschrift aber ist das nicht, sondern lediglich Empfehlung. So kommt es, daß immer noch rund 40 Prozent der 900 täglich den Ärmelkanal passierenden Schiffe auf der falschen Seite fahren. Grund auch für das Unglück der „Brandenburg“, denn aufgrund der Nichteinhaltung des Einbahnweges kam es am 11. Januar zur Kollision zwischen der „Texaco Caribbean“ und einem peruanischen Tanker. 24 Stunden später streifte das Hamburger Schiff ein nicht gesichertes Wrackteil.

Warum mußten zwanzig Menschen sterben? Reichten die Rettungsgeräte nicht aus? Antwort der Seebefugungsgesellschaft auf die Frage des Seeamts: Die „Brandenburg“ war vorschriftsmäßig mit Schwimmwesten und Rettungsbooten ausgerüstet. Sie besaß darüber hinaus noch zwei moderne Rettungsinseln.

„Der Vorschrift“, wandte dazu ein Vertreter des Amtes für Arbeitsschutz ein, „war ganz sicher Genüge getan, aber diese Vorschrift reicht nicht aus.“ Unter dem Beifall junger Seeleute im Saal verlangte der Sprecher des Amtes Bojen mit Notfunkgeräten an Bord eines jeden Schiffes, außerdem automatisch aufblasbare Rettungsinseln. „Die schweren Rettungsboote in ihrer herkömmlichen Form sind überholt und umständlich. Es gab, da die „Brandenburg“ 1951 erbaut wurde, für dieses Schiff keine Alarmanlage, weil es die Vorschrift nicht verlangte. Das ist ungeheuerlich. Seit zehn Jahren haben die Arbeitsminister die Möglichkeit, Verordnungen über bessere Sicherheitsbestimmungen zu erlassen, und seit zehn Jahren macht keiner Gebrauch davon.“

Der Mann, auf dessen Schultern schließlich die gesamte Verantwortung ruhte, ist frei von Schuld. Dem Ersten Offizier Peter Trelle wurde vom Hamburger Seeamt bestätigt, daß er mit dem aufliegenden Wrackteil nicht habe rechnen können. Ein Vorwurf noch in Richtung England, aber auch ein Dank: „Das Rettungswerk der englischen Fischer verdient höchste Anerkennung.“ JENS PETER PETERSEN

Was ist ein Seeamt?

Seeämter gibt es in Hamburg, Bremerhaven, in Emden, Flensburg und Lübeck. Ihre Funktion entspricht der einer Verwaltungsbehörde. Ein Seeamt ist also kein Gericht und sein Spruch hat deshalb auch keinerlei juristische Wirkung. Für einen Nautiker ist er dennoch von großer Bedeutung, denn ein Schuldspruch kann den Entzug des Patents bewirken, denn das Seeamt kann rechtsverbindlich Gewerbebefugnisse entziehen.

Während einer Seeamtsverhandlung gibt es nur Beteiligte, Sachverständige und Zeugen, aber keine Angeklagten. Für die Beteiligten sind Anwälte allerdings zugelassen. Vorsitzender eines Seeamts kann nur werden, wer zum Richteramt befähigt ist, bei den vier Beisitzern ist das Patent des Kapitäns für Große Fahrt und eine langjährige nautische Praxis Voraussetzung für ihr Amt. Ein Bundesbeauftragter, ebenfalls Seemann mit großem Patent, hat die Funktion eines Antragstellers.

Seeämter gibt es seit 1878. Sie verhandeln zum Beispiel Havarien, Unglücksfälle an Bord, Schiffsbrände. Seeamtsverhandlungen über ausländische Schiffe gibt es nur, wenn der Unglücksfall in deutschen Gewässern passierte.

Geschwindigkeit der „Brandenburg“ zu verringern. Das Schiff gleitet vorüber an den grünen Lampen, Anzeichen für eine Gefahr gibt es nicht. Dann plötzlich kracht es, das Schiff wird geschüttelt, den Ersten Offizier wirft es gegen ein Brückenfenster. Fünf Minuten bleiben noch, mehr nicht, aber die Überlebenden der „Brandenburg“ wissen heute, wie lang fünf Minuten sein können.

Das alles nämlich geschieht in dieser Zeit: Nur mit Hemd und Hose bekleidet erscheint der Kapitän auf der Brücke, gibt schnelle Befehle, Matrosen laufen durch die Gänge, um ihre schlafenden Kollegen zu wecken. Bootsmann Böttcher rennt zu den Booten. Zu spät. Über das schon schräg stehende Deck eilt er weiter, versucht die Gurte einer Rettungsinsel zu lösen, wird zur Seite geschleudert, rutscht gegen die Reling, ergreift in letzter Minute einen Rettungsring und springt über Bord. Peter



Ballspiel durch eine Pappwand: „Spielerische Aktionen“ zur Museumseinweihung in Nürnberg. Foto: Guttenberger

Kinder-Happening

NÜRNBERG: Kartonschlacht zur Eröffnung des Spielzeugmuseums

Die toskanischen und ionischen Pilaster des Hauses Karlstraße 13 blicken mit ratloser Gelassenheit zum Hauptmarkt hinüber. Denn was dort in wildem Frohsinn getrieben wird, gilt dem neuen Spielzeugmuseum Nürnberg, das an diesem Tage im Hause Karlstraße 13 zum erstenmal seine Schätze der Öffentlichkeit ausbreitet.

In der Nähe des Schönen Brunnens steht Hermann Glaser, Schul- und Kulturreferent der Stadt Nürnberg und leidenschaftlicher Kämpfer für das Spielzeugmuseum, und verteilt höchst eigenhändig Handzettel: „Spielzeugmuseum, du gemma fei hi, des wird si ogschaut!“ steht darauf, in ungelinker Kinderschrift. Aber die Kinder, die auf dem Hauptmarkt eintrudeln, möchten sich einmal zunächst selbst feiern.

Dieter Salbert, Nürnberger Förderungspreisträger, avantgardistischer Komponist und engagierter Lehrer, hat vor sich ein Arsenal von Musik- und Geräuschinstrumenten aufgebaut: Xylophone, Rumbakugeln, Bleche, Trommeln, Schlegel, Hämmer, Eisenträger, Becken, Pfannen, Blasinstrumente aus Blech und Plastik. Er hält Tafeln bereit, um alle musikalischen Aktionen synchronisieren zu können. Aber er kommt nicht dazu. Die Kinder laufen herbei, zögern, staunen, einer fängt an mit Hämmern, ein anderer bläst, einem dritten zeigt Dieter Salbert die Wirkungsweise eines Instruments, und dann dringt aus der Musikecke ein ohrenbetäubender Lärm, unorganisiert, elementarer Ausbruch des Spieldrangs.

Kritik auf Band

Tausend Luftballons mit Eintrittskarten für das Museum entschweben, eine verkleinerte Ausgabe der Documenta-Wurst von Kassel wird über das Pflaster getragen, vielköpfige Lindwürmer schlängeln sich durch die Menschen, mit Riesenschauummuffästen treten junge Faustkämpfer gegeneinander an, Bälle fliegen gegen eine Pappwand oder auch durch das Zielloch, vor dem Rathaus gibt es Kartonschlachten, Papierfetzen flattern, eine lange Stellwand wird von Dutzenden Mädchen- und Jungenhänden in eine kleine Freilichtgalerie verwandelt, und mitten auf dem Platz erhält ein relativ neues Auto einen knallbunten Anstrich, während der Besitzer lächelnd dabei steht und versichert: „Sind ja wasserlösliche Farben.“

Die unfreundlichen Reaktionen des Publikums werden von Apologeten der autoritären Erziehung und der kindlichen Aktionen fleißig auf Tonband genommen — als akustische Dokumente des Gesellschaftsverhaltens. Was die Kinder aus Eigenem treiben, wird von der Gruppe „KEKS“, die zuletzt bei der XXXV. Biennale 1970 in Venedig Schlagzeilen gemacht hatte, in roten Handzetteln mit Theorie behängt: Da wird dann festgestellt, daß „spielerische Aktionen zur Eröffnung eines Museums... nicht ohne Widerspruch“ seien, und da wird gefordert, daß „ein Spielzeugmuseum über das Ausstellen von historischem Spielzeug hinaus auch aktuelle gegenwartsbezogene Aufgaben wahrnehmen könnte“, nämlich auf die Stellung des Kindes in der Gesellschaft und die Rolle von Spielzeug und Spiel in der Entwicklung des Kindes hinzuweisen.

Entzückte Kinder

Das jedoch kann das neue Nürnberger Spielzeugmuseum vorerst schon aus räumlichen Gründen nicht. Die rund 400 Quadratmeter Ausstellungsfläche in dem Renaissancegebäude — eine Erweiterung ist geplant — reichen gerade für einen Überblick über die Geschichte des Spielzeuges bei uns und in anderen Ländern. Dieser Überblick (die ausgestellten Gegenstände werden von Zeit zu Zeit ausgewechselt) ist allerdings so prächtig gelungen, daß nicht nur die Kinder über die Ergebnisse der Arbeit der Museumsleiterin Lydia Bayer entzückt sind.

Vor dem Museum steht ein Brunnen. Das heißt, bis jetzt hat er weder eine Brunnenfigur noch spendet er Wasser, und das wiederum ist am Eröffnungstag, der so ganz ohne offizielle Feierlichkeiten abläuft, eine herrliche Gelegenheit, selbst einmal Brunnenfigur zu spielen. Nürnberg bekommt an diesem Tage nacheinander einen Rotkäppchen-, einen Hexen-, einen Eulenspiegel-, einen Hans-im-Glück- und was weiß ich noch für Brunnen. Apropos Hans im Glück: Seine Geschichte wiederholt sich an diesem Tage in vielen Variationen: Mit ihren Prachtstücken unter dem Arm tauchen Kinder bei einer „Spielzeugtauschbörse“ auf und tauschen und tauschen und gehen glücklich heim mit einer Nichtigkeit in der Hand. GUSTAV ROEDER

Kritisch sein. akut kaufen.



Geben Sie sich mit oberflächlichen Informationen zufrieden? Kümmern Sie sich um die wirklich heißen Themen? Das neue Magazin akut packt sie an und deckt Hintergründe auf. In der ersten Ausgabe z. B.: Billige Bomben für jedermann. Humbug auf der Couch. Ist die Gesundheitsbehörde krank?

akut - das neue Magazin für kritische Menschen. Jetzt neu an Ihrem Kiosk.